

Alexia Weiss

ZERSCHLAGT DAS SCHULSYSTEM

... und
baut
es neu!

EINE STREITSCHRIFT

KREMAJR & SCHERIAU

Alexia Weiss

**ZERSCHLAGT
DAS
SCHULSYSTEM**
... und baut es neu

K&S

Für Fawad,

der mit seiner Familie aus Afghanistan flüchtete, Anfang des Jahres 2017 13-jährig in Österreich ankam, und der trotz des österreichischen Bildungssystems, das ihm vor allem zu Beginn mehr Steine in den Weg legte als ihn zu fördern, dank seines immensen Willens und Fleißes in zweieinhalb Jahren den Pflichtschulabschluss schaffte und im Anschluss eine Handelsschule positiv absolvierte.

*Lieber Fawad,
ich bin unglaublich stolz auf dich und das, was du geschafft hast!*

Inhaltsverzeichnis

Prolog	9
Ein neuer Bildungsbegriff	19
Kindergarten	25
Eine Schule für alle	35
Ein Coach für jedes Kind	39
Klassenunterricht plus Kurssystem	47
Der Fächerkanon	51
Demokratieerziehung	57
Ein anderes Beurteilungsdenken	59
Ganztagsschule	65
Nachhilfe an der Schule	69
MINT großschreiben und damit Geschlechterstereotypen aufweichen	71
Sprachenreichtum fördern	75
Religionsunterricht	79
Unterricht zum Angreifen	83
Selbst präsentieren statt passiv wiedergeben	87
Unterrichtsmaterialien	89
Inklusion	93

Quereinsteigerinnen und Flüchtlingskinder	97
Gekocht wird an der Schule	99
Bewegung mit Spaßfaktor	103
Schulärztin und Schulsekretärin	107
Multiprofessionelle Schulteams	111
Schulbauten	115
Der Schulweg	119
Ergänzende berufsbildende Zweige	121
Weiterführung des dualen Ausbildungssystems	125
Neukonzeption der Lehrerinnenausbildung	133
Ein neuer Arbeitsalltag für Pädagoginnen	137
Elternkommunikation auf Augenhöhe	139
Elternschule	141
Epilog	145
Danksagung	153
Anmerkungen	155

Prolog

Die Unzufriedenheit mit dem österreichischen Schulsystem ist groß: Kinder und Jugendliche sind teils unmotiviert, oft überfordert, manche unterfordert, Letzteres häufig zu Beginn der Volksschule. Der Notendruck gegen Ende der Volksschule belastet Familien, vor allem im städtischen Bereich: Wird das Kind das Einer- und Zweier-Zeugnis bekommen, das es für den Übertritt ins Gymnasium braucht?¹

In höheren Klassen sind wiederum die Arbeitspensen enorm: Zeit für Hobbys aufzubringen, wie in einem Sportverein zu trainieren oder ein Instrument zu erlernen, ist da nur mehr mit größter Disziplin möglich. Auf der Strecke bleibt entweder der Schulerfolg oder das Sozialleben. Smartphone, Tablet und Laptop ermöglichen zwar, dass die Kids dennoch in Kontakt bleiben, das ersetzt aber nicht gemeinsam verbrachte Freizeit.

Trotz des ständig präsenten Drucks fehlt es am Ende bei vielen an Grundkompetenzen. Defizite beim sinnerfassenden Lesen ziehen sich durch alle Schulstufen und -formen.² In den allgemeinbildenden und berufsbildenden höheren Schulen hängt über allen wie ein Damoklesschwert die Zentralmatura. Gelernt wird vor allem für das Fach, das den wenigsten liegt: Mathematik. Dass dieses wichtige Fach immer noch Angstfach Nummer eins ist,³ macht ebenso wenig froh wie die Tatsache, dass dabei Gegenstände, welche Jugendliche eigentlich interessieren oder in denen ihre Stärken liegen, nebenbei mitlaufen und keine Zeit bleibt, sich darin zu vertiefen.

Zeit und Energie müssen stattdessen ins Kompensieren von Schwächen investiert werden.

Pädagoginnen wiederum sehen sich zwischen allen Stühlen. Sie unterrichten gerne, sehen aber, dass sie einige Schülerinnen einfach nicht erreichen. Sie merken dabei auch, dass sich viele Kinder und Jugendliche durchaus bemühen, aber entweder überlagern familiäre Sorgen die schulischen Belange, sie haben mit psychischen Problemen zu kämpfen, oder es fehlt derart an Basiskompetenzen, dass die Lehrerinnen gar nicht wissen, wo sie anfangen sollen. Auf dem Lehrplan stehen beispielsweise „Inhaltsangabe“ und „Leserbrief“, doch die Schülerinnen haben Probleme, überhaupt die Texte zu verstehen, die sie zusammenfassen oder über die sie ihre Meinung äußern sollen.

Gleichzeitig sind Pädagoginnen mit einem Wust an administrativen Aufgaben konfrontiert, dazu kommen die Überprüfungen von Bildungsstandards⁴ und in den weiterführenden Schulen die Zentralmatura, die zu einer Standardisierung auch von Schularbeiten geführt hat, sodass es wichtiger zu sein scheint, ob ein Text die vorgeschriebene Wortanzahl weder über- noch unterschreitet und einem klar vorgegebenen Aufbau entspricht, als dass Schülerinnen damit zeigen, wie sie kreativ mit Sprache spielen und dabei gleichzeitig dokumentieren können, wie sie Dinge einordnen und Zusammenhänge herstellen. Völlig genormtes Schreiben also: Korsett statt Kreativität.⁵ Das frustriert nicht nur Schülerinnen, das frustriert auch viele Lehrerinnen.

Eltern wiederum sehen, wie ihr Kind, weil sie ihm nicht helfen können, keine Chancen in diesem Schulsystem hat. Wie stark strukturelle Diskriminierung im heimischen Schulwesen noch immer präsent ist, zeigte um den Jahreswechsel 2021/22 die Veröffent-

lichung des aktuellen nationalen Bildungsberichts,⁶ der alle drei Jahre vom Bildungsministerium erstellt wird. Demnach bestimmt die soziale Herkunft weiterhin stark die Schullaufbahn. Derzeit wechseln nach der Volksschule insgesamt 38 Prozent der Kinder in eine AHS-Unterstufe. Während der Anteil von Akademikerinnenkindern in der AHS-Unterstufe 50 Prozent beträgt, kommen nur drei Prozent der Kinder aus Familien, in welchen die Eltern maximal über einen Pflichtschulabschluss verfügen.

Was in dem Bericht auch festgehalten wurde: Die Ungleichheit bei der Schulwahlentscheidung ist nur zu einem Drittel durch Leistungsunterschiede zu erklären. Sieht man sich die Mathematikkompetenzen an, lag bei der Bildungsstandard-Überprüfung 2018 der Österreichschnitt bei 551 Punkten.⁷ Akademikerinnenkinder, deren Leistung nahe diesem Schnitt lag, traten zu 62 Prozent in eine AHS über. Aber nur 24 Prozent der Kinder, die ebenfalls so einen Wert erreichten, deren Eltern aber höchstens über einen Pflichtschulabschluss verfügten, wechselten an ein Gymnasium. Bei Kindern von Eltern mit einer Lehrausbildung oder einem Abschluss einer berufsbildenden mittleren Schule waren es ebenfalls nur 25 Prozent.

Eltern, deren Tochter oder Sohn es an eine höhere Schule geschafft hat, verzweifeln indessen immer häufiger mit ihrem Kind an den nicht enden wollenden Arbeitsaufträgen, Tests, Schularbeiten, Referaten. Statt mit Freude zu lernen, steht das Abhaken einer ständigen Leistungsschau auf dem Programm. Eltern wollen, dass ihre Kinder in der Schule reüssieren, sie möchten ihre Töchter und Söhne aber vor allem glücklich und zufrieden sehen. Stattdessen hört man von immer mehr Müttern und Vätern: Wir wollen nur eines – unser Kind irgendwie und vor allem psychisch unbeschädigt durch die Schule bringen.

Direktorinnen stöhnen unter dem Administrationsaufwand⁸ und verzweifeln je nach Schulform an unterschiedlichsten Widrigkeiten. Wenn die Leiterin an einer Volksschule Klassen mit nahezu keinem Kind mit Deutsch als Erstsprache hat und gerne alles tun würde, um diese Schülerinnen zu fördern, aber weiß, dass das mit 25 Kindern in einer Klasse und viel zu wenig Lehrpersonal nicht möglich ist, dann wird der Versuch, diesen Kindern gerecht zu werden, von Jahr zu Jahr weniger ausgeprägt werden.

Die Covid-19-Pandemie hat den Administrationsaufwand nochmals potenziert: Phasenweise musste der Schulbetrieb immer wieder quasi übers Wochenende neu organisiert werden: Distance Learning für alle, Schichtbetrieb, einzelne Klassen im Fernunterricht. Dazu das Organisieren von Covid-Tests, die Kommunikation mit den Gesundheitsbehörden, ob einzelne Schülerinnen oder ganze Klassen in Quarantäne geschickt werden müssen, immer wieder der Ausfall von Lehrkräften, also Erstellen eines Supplierplans, der sicherstellt, dass dennoch in allen anwesenden Klassen Unterricht stattfindet. Viele Monate wurschtelten die Schulleitungen irgendwie weiter. Inzwischen wurden von den Bildungsbehörden zwar zusätzliche Sekretariatskräfte aufgenommen, doch auch diese können nicht alles abfedern, was sich Tag für Tag an administrativen Notwendigkeiten aufhäuft.

Selbst die Bildungsdirektionen in den neun Bundesländern können mit Schulneubauten oder Schwerpunktsetzungen nur an kleinen Schräubchen drehen. Alles steht und fällt mit der Gesetzgebung, und die ist Bundessache. Seit Jahrzehnten gelingt keine große Reform des Bildungssystems. Ganz im Gegenteil, die Covid-19-Krise offenbarte die Defizite des Schulsystems nochmals wie mit einer Lupe und vergrößerte den Gap zwischen Kindern aus Famili-

en mit höherem Bildungshintergrund und jenen, die lern technisch auf sich alleine gestellt sind, weiter.⁹

Eine umfassende Reform des Schulsystems tut aber dringend Not, inklusive der elementaren Bildung in den Kindergärten. Wir müssen unseren Kindern gerecht werden und sie bestmöglich auf die Zukunft vorbereiten. Gelingt das nicht, leiden nicht nur die Individuen, es werden auch die gesellschaftlichen Verwerfungen – von höherer Arbeitslosigkeit, daraus resultierender Armut und Kleinkriminalität bis zu einer massiv weiter aufgehenden Schere zwischen Arm und Reich – zunehmen.¹⁰

Stichwort Arbeitslosigkeit: In vielen Branchen wären die Jobs grundsätzlich da. Doch Menschen, denen Qualifikationen fehlen, um sie auszuüben, stehen immer öfter vor verschlossenen Türen, wenn es um die Verteilung von Arbeit geht. Daran zerbricht das Individuum, das bürdet aber auch der Gesamtgesellschaft die Aufgabe auf, für diese Menschen aufzukommen. Dass unser Sozialstaat dafür sorgt, dass jeder halbwegs ein Auslangen findet (trotz sozialer Unterstützungen fristen dennoch zu viele ein Leben an oder unter der Armutsgrenze), soll absolut so bleiben. Es wäre aber allen gedient, wenn der Staat auch dafür sorgen würde, dass jeder und jede eine adäquate Ausbildung erhält, um sich selbst erhalten zu können.

Dieses Buch möchte eine breite Debatte über eine Reform des Schulsystems in Gang bringen. In den Vordergrund möchte ich dabei nicht die Kritik an all dem rücken, was falsch läuft. Sie wird seit Jahren von Schülerinnen, Lehrerinnen, Eltern und vielen Expertinnen geübt. Verändert hat sich leider wenig.¹¹

Im Mittelpunkt dieses Buches soll vielmehr die Vision eines Schulsystems stehen, das unsere Kinder an der Hand nimmt, in den Mittelpunkt stellt und jedem einzelnen von ihnen die besten

Chancen bietet, die sie bekommen können. Schule muss aber auch Entwicklungen in der Gesellschaft Rechnung tragen und mehr mitdenken als nur das Vermitteln von Wissen und Fertigkeiten. Schule muss rundum für das Wohl der Kinder da sein, indem sie auch für psychosoziale Betreuung sorgt und Gesundheitsaspekte mitdenkt und nicht zuletzt mithilft, dass sich Qualifikationen von Männern und Frauen angleichen und damit auch die Einkommensschere zwischen den Geschlechtern kleiner wird.

Die Devise muss heißen: Gleiche Chancen für jedes Kind, egal ob es ein Mädchen oder ein Bub ist oder sich als divers begreift, egal ob es aus einem bildungsnahen oder bildungsfernen Elternhaus kommt, egal ob die Familie über viele oder wenige finanzielle Ressourcen verfügt, egal ob im Elternhaus Deutsch oder eine andere Sprache gesprochen wird.

Dieser Entwurf eines besseren Bildungssystems für alle Kinder ist eine Vision, ein Idealbild, das es anzustreben gilt. Gerne können Sie ihn aber auch als Spiegel lesen: Wenn ich mich für eine Klassenschülerinnenhöchstzahl von 20 ausspreche, bedeutet das, dass die Klassen bei uns derzeit einfach zu groß sind. Und wenn ich für eine Schule für alle, aber mit wesentlich mehr individueller Differenzierung eintrete, dann ist das natürlich eine Absage an die derzeit viel zu früh erfolgende Bildungsentscheidung im Alter von zehn Jahren. Dabei geht es mir nicht nur darum, dass vor allem jene Kinder gut weiterkommen, die von ihren Eltern gut unterstützt werden können. Vielmehr muss diese enorme auch psychische Belastung sowohl für Kinder als auch deren Eltern rund um diesen Schulwechsel ein rasches Ende haben. Habe ich diese Deutschschularbeit gut hinbekommen? Wird das Zeugnis meines Kindes gut genug sein, um in der Wunschschule einen Platz zu bekommen?

Wenn mein Modell eine Ganztagschule vorsieht, dann bedeutet das wiederum, dass sich die Halbtagschule gesellschaftlich überlebt hat. Heute sind mehrheitlich beide Elternteile berufstätig. Die Ganztagschule sorgt nicht nur für die nötige Kinderbetreuung. Die Ganztagschule übernimmt dann wirklich alles, was für den Lernerfolg eines Kindes nötig ist. Schule findet in der Schule statt, inklusive Üben und, so nötig, Förderung. Und wer das Schulhaus verlässt, kann sich ganz seinen Hobbys, Freunden und Zeit mit der Familie widmen.

Nun werden Sie sicher fragen: Ist die Autorin eine Bildungsexpertin? Warum maßt sie sich an, sich zu diesem Thema zu äußern? Nein, ich bin keine Bildungsexpertin. Aber als Journalistin berichte ich seit den 1990er Jahren immer wieder über Bildungsthemen, und seit den 1990er Jahren verfolge ich, wie jede Bildungsreform wieder nur ein Reförmchen bleibt, wie Expertinnen mit ihrer Forschung gegen Wände laufen und von der Bildungspolitik nicht gehört werden, wie die Bildungslaufbahn eines Kindes weiterhin davon abhängt, in welchem Elternhaus es aufwächst, und wie die zuständigen Bildungsbehörden alles dafür tun, dass die Missstände, die es gibt, möglichst nicht öffentlich thematisiert werden. Direktorinnen und Pädagoginnen tun sich so schwer, Defizite anzusprechen.

Debatten werden dabei oft auch aus Sorge unterbunden, dass sich daraus ein rassistischer Diskurs entwickeln könnte. Spricht eine Direktorin zum Beispiel an, dass vor allem die Kinder mit türkischem oder afghanischem oder somalischem Familienhintergrund in einer bestimmten Klasse das Lernziel in Deutsch schlecht erreichen, wird das politisch beispielsweise von FPÖ-Vertreterinnen entsprechend ausgeschlachtet. Das ist pädagogisch kontraproduktiv, damit ist den betroffenen Kindern nicht geholfen. Gleich-

zeitig kann aufgrund des Nichtbenennens von Problemen keine Lösung gefunden werden. Hinter dem Schweigen steht also ein lauterer Motiv, doch bringt es niemanden weiter, auch jene nicht, die man so zu schützen versucht.

Ich bin allerdings nicht nur Journalistin, sondern auch Mutter eines Kindes, das derzeit eine AHS-Oberstufe besucht. Und ich bin seit 2015 ehrenamtlich in der Begleitung von Flüchtlingsfamilien aktiv. Die Erfahrungen mit meinem eigenen Kind und den Kindern, deren Eltern nicht ausreichend Deutsch beherrschen, um sich um die schulischen Agenden ihrer Töchter und Söhne zu kümmern, könnten nicht unterschiedlicher sein. In der Klasse des eigenen Kindes ging es in der vierten Klasse Volksschule vor allem um Schularbeitsnoten und das Halbjahreszeugnis. Die Eltern waren angespannt, niemand wollte sein Kind nicht ins Gymnasium schicken können. War dieser Sprung geschafft, kehrte wieder Entspannung ein. Das Wichtigste aber: Zu keinem Zeitpunkt hatte ich den Eindruck, mein Kind würde nicht adäquat behandelt oder es würde ihm nichts zugetraut.

Bei der Begleitung der Flüchtlingskinder musste ich feststellen, wie sehr ihre Schullaufbahn davon abhängt, ob sie jemanden im Hintergrund haben, der sie unterstützt – oder eben nicht. Teils hatte ich den Eindruck, das Urteil über ihren Schulerfolg wurde von manchen Lehrerinnen bereits zu Beginn des Schuljahres gesprochen. Sie wurden abgeschrieben, im übertragenen Sinn aussortiert. Es wurde das Gefühl vermittelt, dass das ja ohnehin nichts werde. Sobald ich mich aber als gut Deutsch Sprechende, als Person, die sich offensichtlich im Bildungssystem auskennt, einschaltete, war plötzlich mehr möglich. Es eröffneten sich Chancen. Es konnte besprochen werden, was dieses oder jenes Kind tun könne, um sich zu

verbessern. Es gingen Türen auf. Diese Türen müssen aber für jedes einzelne Kind aufgehen.

Wer mir in den vergangenen Jahren auch begegnet ist: Lehrerinnen, denen ihre Schülerinnen absolut ein Anliegen sind, die aber nicht wissen, wie sie mit der wenigen Unterrichtszeit, die sie selbst in der Klasse haben, all das ausgleichen und beibringen sollen, was den ihnen anvertrauten Kindern fehlt. Vor allem im Pflichtschulbereich kommt dann das Thema Mitarbeit ins Spiel: Mit ihr können die Schülerinnen negativ beurteilte Schularbeiten ausgleichen. Die Mitarbeit ist damit zu einem Vehikel geworden, mit dem wohlmeinende Pädagoginnen Jugendliche durch den Pflichtschulabschluss heben. Sie wollen den Kindern nicht im Weg stehen, ein Pflichtschulabschluss bietet zumindest Optionen.

Nur was ist so ein Pflichtschulabschluss dann wert? Was denkt sich der Lehrbetrieb, wenn ihre Lehrlinge dann nicht imstande sind, ein kurzes Mail fehlerfrei zu formulieren oder einfache Prozentrechnungen durchzuführen? Mit Maßeinheiten sicher umgehen zu können, ist gerade in vielen Lehrberufen essenziell. Im Kundenkontakt braucht es wiederum sehr gute Deutschkenntnisse. So gut es gemeint ist: Den jungen Menschen ist nicht geholfen, wenn sie zwar über einen formalen Schulabschluss verfügen, nicht aber über die Kompetenzen, die sie damit eigentlich vorweisen können sollten.

Genau dafür muss Schule sorgen: dass die Schülerinnen kompetent sind. Dass sie so wesentliche Dinge beherrschen, wie einen Zeitungsartikel zu lesen und ihn auch zu verstehen, Flächen und Volumen und eben auch Prozente zu berechnen oder Basisdialoge auf Englisch zu führen.

Ja, das Schulsystem zu reformieren, wird ein Kraftakt sein. Es müssen Mauern in den Köpfen eingerissen werden, und das braucht

Mut. So ein Prozess braucht aber auch viele Ressourcen. Mit dem Hinweis auf vermeintliche Unfinanzierbarkeit werden Reformvorhaben gern im Keim erstickt. Die Covid-19-Krise hat uns allerdings gezeigt, was möglich ist, an Geld in die Hand zu nehmen, wenn der Hut brennt.

Auch in der Schule brennt der Hut, schon lange. Das Feuer lodert nur nicht so sichtbar. Es macht sich mehr durch viele kleine Brände bemerkbar: Lehrausbildende Betriebe etwa, die keine geeigneten Lehrlinge finden, weil die Bewerberinnen nicht über die geforderten Skills verfügen,¹² Jugendliche, die aus dem Ausbildungssystem herausfallen und über gar keinen Abschluss verfügen,¹³ eine starke Zunahme an psychischen Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen,¹⁴ Fachkräftemangel in verschiedensten Branchen.¹⁵

Denken wir zum Beispiel an den wichtigen Bereich Pflege: Wenn Spitäler Stationen (vorübergehend) schließen müssen, weil es zwar Betten gäbe, aber keine Pflegekräfte, welche die Patientinnen versorgen, dann sind wir über das Es-klingeln-die-Alarmglocken weit hinaus.¹⁶ Und statt dass mehr Betreuungseinrichtungen für Seniorinnen mit Pflegebedarf geschaffen werden, sperren solche Häuser mangels Personal zu.¹⁷ Das sind Probleme, die uns als Gesellschaft alle treffen: Jede von uns kann einmal dringend ein Spitalsbett brauchen. Und wir alle werden eines Tages vielleicht gebrechlich sein und Hilfe benötigen.

Wer eine gerechtere, aber auch eine für die Zukunft gerüstete Gesellschaft möchte, der muss sich für eine Reform des Schulsystems einsetzen. In der Schule wird das Fundament für ein gutes Leben für alle gelegt. In diesem Sinn: Seid endlich einmal mutig und zerschlagt das Schulsystem! Lasst keinen Stein auf dem anderen! Und baut es neu. Völlig neu.

Ein neuer Bildungsbegriff

Wir befinden uns im 21. Jahrhundert, und das nicht erst seit gestern. Das Schulsystem reflektiert zwar einige Realitäten des heutigen Alltags (Stichwort: Digitalisierung, Stichwort: Auseinandersetzung mit Themen wie Rassismus, Identität, Feminismus, Gender), es baut aber in seiner Struktur immer noch auf dem Bildungssystem des 19. Jahrhunderts auf: von einer autoritären Lehrerin-Schülerin-Beziehung (was nicht heißt, dass dies von allen Pädagoginnen so gelebt wird) bis zu Bildungsinhalten, die sich am Ideal einer humanistischen Bildung orientieren.

Die Welt heute ist aber eine gänzlich andere. Zum einen ist lexikalisches Wissen auf Knopfdruck abrufbar. Wozu also weiterhin Schülerinnen mit dem Auswendiglernen und Wiedergeben von Wissen massiv Zeit stehlen, die mit der Vermittlung und dem Erlernen anderer Skills weit besser genutzt wäre?

Schule von heute muss anders sein. Schule muss dem gerecht werden, was wir heute wissen und brauchen.

Die Schule von morgen erklärt, worum es in welcher Disziplin geht, und leitet Kinder und Jugendliche an, wo und wie diese Disziplin dann eingesetzt wird. Sie vermittelt, wie verschiedene Materien miteinander verwoben sind und welche wichtigen Werkzeuge die Grundlagen der Chemie, Physik, Biologie, Mathematik etc. sind, um neue Erkenntnisse zu gewinnen.

Sie vermittelt, welche Schlüsse man aus welchen Erfahrungen –

individuellen wie kollektiven – ziehen kann und muss (Geschichte, Philosophie, Ethik, Psychologie etc.). Sie vermittelt aber auch, wo man die Fakten, die man braucht, um sich in ein Thema zu vertiefen, abrufen kann, woran man vertrauenswürdige Quellen erkennt und wie man sich davor hütet, auf Falschinformationen hereinzufallen. Die Schule macht Kinder neugierig und animiert sie zum Fragen, zum Hinterfragen und Infragestellen.

In der Schule wird Kreativität gefördert, weshalb musische Fächer einen größeren Stellenwert haben als derzeit. Der Kunstunterricht erschöpft sich nicht im Reproduzieren vorgegebener Formate. Vielmehr werden Techniken vermittelt und dann zwar Themen vorgegeben, aber es erfolgt kein Vorgriff auf das ideale Ergebnis, wie das derzeit zum Beispiel oft bei Bastelarbeiten in der Volksschule der Fall ist (und alle Kinder gehen dann etwa zum Muttertag mit einer nahezu identen Bastelei nach Hause). Ähnliches gilt für den Werkunterricht, den Musikunterricht, aber auch den Sprachunterricht. Es gibt den nötigen Raum, dass Schülerinnen Sprache so entwickeln können, dass sie sie ganz individuell als kraftvolles Kommunikationstool einsetzen.

Das Lesen ist selbstverständlich ein wichtiger Begleiter. Literatur schafft nicht nur ein Gefühl für die Macht von Sprache, sie erweitert auch den Wortschatz und schafft mit der Darstellung verschiedenster Lebenskosmen eine Horizonterweiterung nicht nur durch Epochen, sondern auch durch verschiedene Lebensrealitäten und Gedankengebäude. Die im Unterricht behandelte Literatur beschränkt sich daher nicht auf Europa und Nordamerika, sondern auch Werke aus Afrika und Asien werden gerne gelesen. Dass so viele Bücher nicht im Original, sondern in einer Übersetzung gelesen werden, spielt keine Rolle.

Es geht aber nicht nur um die Inhalte, die Schule vermittelt. Die Schule begreift sich als Ort, der das Kind in seiner Gesamtheit erfasst, sie pflegt einen holistischen Zugang. Das Bildungssystem ermöglicht endlich tatsächliche Chancengleichheit, und das bedeutet weit mehr, als jedem Kind denselben Zugang zu Wissen und Skills zu ermöglichen.

Derzeit zeigt sich massive Chancenungleichheit in Österreich nicht nur, was die Bildungslaufbahn betrifft, sondern auch, wenn es um die Versorgung von individueller Unterstützung und Förderung im gesundheitlichen Bereich geht. Bei Psychotherapie, Ergotherapie, Logopädie, Physiotherapie mangelt es an gänzlich von der Kasse finanzierten Plätzen. Eltern müssen oft finanziell in Vorleistung gehen, um schließlich von der Kasse nur einen Teil refundiert zu bekommen.

Zuvor gibt es einen mühsamen Spießrutenlauf durchs Gesundheitssystem: Zu welcher Ärztin muss ich gehen, um feststellen zu lassen, was meinem Kind fehlt, wo es Unterstützung bräuchte? Wie komme ich zur Bewilligung der schließlich von der Ärztin verordneten Therapie? Wie finde ich dann die geeignete Therapeutin? Und wie bewerkstellige ich zeitlich all diese Termine? Da geht es dann darum, das Kind wöchentlich zur Therapie zu bringen. Die Eltern müssen aber auch alle zehn Wochen wieder mit dem Kind zur Ärztin, um sich die Verordnung für den nächsten Therapieblock zu holen. Bei den meisten Therapieformen werden zehn Termine bewilligt, und dann beginnt eben alles wieder von vorne: Rechtzeitig um einen Termin bei der Ärztin kümmern, Verordnung bei der Kasse bewilligen lassen.

All das schaffen viele Eltern nicht. Sie erkennen nicht, welche Ursache hinter einem Lern- oder Verhaltensproblem ihres Kindes stecken könnte, und kommen daher gar nicht auf die Idee, das me-

dizinisch abklären zu lassen. Oder sie merken, dass irgendetwas nicht stimmt, wissen aber nicht, wohin sie sich wenden können. Dazu kommt: Kassenärztinnen sind in manchen Bereichen Mangelware – etwa in der Kinderpsychiatrie.¹⁸ In manchen Regionen ist es aber auch schon schwierig, eine Kinderärztin mit Kassenvertrag zu finden.¹⁹ Zu einer Wahlärztin zu gehen, bedeutet die nächste finanzielle Hürde. Viele Familien können sich keine private Zusatzversicherung leisten, die diese finanzielle Mehrbelastung etwas abfedern könnte.

Und da kommen der Kindergarten und die Schule ins Spiel. Sie sind die Orte, an denen sich ein ganzes Expertinnenteam um die Kinder in ihrer Gesamtheit kümmern kann. Hier können Handicaps erkannt und Therapien angeboten werden – für jedes Kind. Damit sind Eltern auch weniger zerrissen zwischen Arbeit und Betreuung des Kindes oder der Kinder. Sie müssen nicht ständig mit ihren Zeitressourcen jonglieren und wissen ihre Kinder zu jedem Zeitpunkt gut versorgt.

So bekommt jedes Kind genau die Förderung und den Unterricht, die es braucht, um sein persönliches Potenzial zu entfalten. Schule darf sich eben nicht nur darauf beschränken zu unterrichten, und das in einer Form, die man umgangssprachlich als „Friss oder stirb“ bezeichnen würde. Du kannst meinem Angebot nicht folgen? Pech gehabt. Das Bildungssystem muss jedem Kind schließlich eines ermöglichen: seine Existenz zu bestreiten. Schule muss sich daher ihrerseits bemühen, dass jedes Kind mit einem Abschluss auch jene Qualifikationen erworben hat, die es für ein Reüssieren am Arbeitsmarkt braucht.

Und nein, das bedeutet nicht, dass Schule darauf abzielen soll, Arbeitskräfte für diesen oder jenen Bereich auszubilden, die

schließlich im Job möglichst wenig hinterfragen und dann aus Arbeitgeberinnensicht bequeme, weil nicht aufmuckende Arbeitnehmerinnen sind. Nein, in diese Richtung soll es natürlich nicht gehen. Jede Schülerin soll, während sie die Schule durchläuft, so ideal begleitet werden, dass sie merkt, wo ihre Interessen, aber auch ihre Stärken liegen. Am Ende soll sie den für sie idealen Beruf wählen. Auch das trägt dazu bei, dass Arbeitgeberinnen am Ende die jeweils Besten für jeden Job finden. Auch das wäre also individuell wie gesellschaftlich eine Win-win-Situation.

Kindergarten

Institutionelle Bildung beginnt für ein Kind nicht erst mit dem Eintritt in die Schule. Der Kindergarten ist die erste Bildungseinrichtung – auch wenn er in vielen Köpfen immer noch vor allem mit zwei Begriffen verbunden ist: Kinderbetreuung und Spielen.

Der Auftrag, den die Kindergärten derzeit haben, wäre bereits gut. Kinder sollen dort in ihrer jeweils individuellen Entwicklung gefördert werden. Dabei geht es nicht nur um Sprachkompetenz, Feinmotorik, Grobmotorik, Konzentrationsfähigkeit, sondern auch stark um das Miteinander, um soziale Interaktion, um Kreativität und das Wecken und Wachhalten von Neugierde. Allzu oft kann dieser schöne Auftrag derzeit leider nicht erfüllt werden.

Auch wenn eine tiefergehende Ausbildung für Elementarpädagoginnen wünschenswert wäre (siehe eigenes Kapitel), wissen die meisten im Kindergarten tätigen Pädagoginnen, wie sie die Mädchen und Buben in ihrer Gruppe bestmöglich in ihrer Entwicklung unterstützen *könnten*. Der Alltag lässt aber nicht zu, dass sie ihr Know-how auch umsetzen. Eine Reform des Kindergartens muss daher vor allem bei den Rahmenbedingungen ansetzen.

Wer den Elementarpädagoginnen in den vergangenen Jahren die ihnen zukommende Wertschätzung gezeigt und ihnen zugehört hat (die Politik tut dies beschämenderweise nicht in ausreichendem Maß) weiß, was da zu tun ist – und das ist allerhand. Das Wichtigste: den Pädagogin-Kind-Schlüssel massiv zu verbessern. Derzeit gibt es in Gruppen von Drei- bis Sechsjährigen meist eine Pädago-

gin und eine Assistentin. Sie kümmern sich um bis zu 25 Kinder. Internationale Richtlinien sehen maximal 20 Kinder pro Pädagogin vor.²⁰ Doch auch das sind immer noch zu viele, wenn man die Kinder gut fördern möchte.

Die Vision sieht so aus:

In einer Gruppe werden bei den Kleineren (unter Dreijährige) maximal zehn, bei den Älteren (drei bis sechs Jahre) höchstens 15 Kinder betreut, und das immer im Team von mindestens zwei Pädagoginnen und einer Assistentin. Pädagoginnen, die in der Gruppe stehen, nennen diese Zahlen als die idealen Richtwerte, vor allem dann, wenn – was derzeit in den meisten Kindergärten der Fall ist – auch Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache oder mit kleinen oder größeren Beeinträchtigungen betreut werden. Nur so ist gewährleistet, dass Feinmotorik, Grobmotorik, Sprachentwicklung, die soziale Interaktion, Raum- und Mengenverständnis etc. individuell von den Pädagoginnen im Blick behalten und gefördert werden können.

Dabei geht es nicht darum, die Kinder zu unterrichten oder ein vorgegebenes Programm abzuspulen. In der Elementarpädagogik reicht es, den Mädchen und Buben Impulse zu geben und Möglichkeitsräume zu eröffnen. Kinder lernen spielerisch und quasi von alleine, wenn man ihnen eine ansprechende Umgebung bietet.

Das Spielen mit Bauklötzen und Lego fördert das räumliche Vorstellungsvermögen, Rollenspiele wiederum beleben die soziale Interaktion. Das Zeichnen schult die Feinmotorik, das Kraxeln auf dem Klettergerüst die Grobmotorik. Die Lesecke bietet den Kindern die Möglichkeit, selbst in Bilderbüchern zu blättern und einfache Wörter vielleicht sogar schon selbst zu lesen, oder aber Geschichten von einer Pädagogin vorgelesen zu bekommen.

Auch Vorschulkinder, die schon lesen können, sind für Kleinere vielleicht Motivatorinnen, auch Buchstaben und das Lesen zu erlernen. Nein, es geht dabei nicht darum, schon Vier- und Fünfjährige zu drillen und das Lesen und Schreiben zu lehren. Aber jene Kinder, die bereits Interesse daran zeigen, sollen auch nicht gestoppt werden. Und es gibt viele Kinder, die gerade im Vorschulalter Neugierde entweder für die Buchstaben- oder die Zahlenwelt oder beides zeigen.

Das Wichtigste im Kindergarten: Kein Kind muss etwas tun, aber es erhält viele Angebote, und die Pädagoginnen bemühen sich aktiv, sowohl die Stärken der Kinder zu stärken als auch bei allfälligen Schwächen gegenzusteuern. Spricht beispielsweise ein Mädchen kein oder kaum Deutsch, kann sich eine der Pädagoginnen jeden Tag gezielt zehn Minuten oder eine Viertelstunde nur um dieses Kind bemühen. Wenn in einer Gruppe 15 Kinder von zwei Pädagoginnen und einer Assistentin betreut werden und davon auszugehen ist, dass nicht jedes Kind einen solchen Förderbedarf hat, sollte sich das im Kindergartenalltag gut ausgeben.

Das kann einmal einfach nur die sprachliche Begleitung beim An- oder Umziehen in der Garderobe sein. „Das ist dein Schuh, er ist rot, er hat Klettverschlüsse. Das ist ein Klettverschluss. So öffnest du ihn, so schließt du ihn. Auf und zu. Auf und zu. Das ist deine Jacke. Sie ist gelb, und es ist eine Regenjacke. Sie schützt dich davor, nass zu werden. Sie hat auch eine Kapuze.“ Das Benennen von Alltagsgegenständen und -tätigkeiten ist ein beiläufiges Sprachtraining, das dem Kind in kurzer Zeit zu einem großen Wortschatz verhilft. Die Pädagogin kann das Kind aber auch gezielt in ein kurzes Gespräch verwickeln und dabei verschiedenste Themen ansprechen. Ein mögliches Vehikel dazu sind Bilderbücher. Zehn Minu-

ten ungeteilte Aufmerksamkeit pro Tag – mehr braucht es nicht. So lernt es immer neue Begriffe, die es dann selbst im Gespräch mit den anderen Kindern verwenden und festigen kann.

Selbst wenn mehr als die Hälfte der Mädchen und Buben einer Kindergartengruppe zu Hause nicht Deutsch spricht, können so alle Kinder bis zum Schuleintritt ein sehr gutes Sprachniveau erreichen. Da Drei- bis Sechsjährige gemeinsam betreut werden, stoßen jedes Jahr ein paar neue Kinder dazu, andere verlassen die Gruppe in Richtung Volksschule. Die beiden Pädagoginnen haben im Schnitt also pro Tag maximal zwei bis drei Kinder intensiver sprachlich zu betreuen: Diese zwei bis drei Mal zehn Minuten sollten sich leicht in einen Kindergarten tag einbauen lassen. Im zweiten und dritten Kindergartenjahr wird diese Art der Begleitung schon nicht mehr so intensiv sein müssen. Hier kann die Wortschatzerweiterung auch gut über Themen, über die im Sesselkreis gesprochen wird, beim Vorbesprechen gemeinsamer Ausflüge, über das Erlernen und Singen von Liedern fortgesetzt werden.

Fallen den Pädagoginnen massive Defizite auf, die auf eine Entwicklungsverzögerung oder eine mögliche Erkrankung hinweisen, werden die Eltern frühzeitig informiert, und es erfolgt auch eine Beratung, wohin sie sich nun mit ihrem Kind zwecks Abklärung und allfälliger Therapie wenden können. Angebote wie Logopädie, Ergotherapie, Physiotherapie, aber auch Psychotherapie können allerdings im Rahmen des Kindergartens ebenfalls in Anspruch genommen werden – dazu gibt es (wie auch an den Schulen) eine enge Verzahnung von Bildungs-, medizinischen und psychosozialen Einrichtungen, sodass jedes Kind das bekommt, was es braucht, unabhängig davon, ob die Eltern das organisieren und/oder privat finanzieren können.

Dazu gibt es eine Kooperation mit dem Gesundheitssystem, denn die anfallenden Kosten werden durch die Krankenkassen gedeckt. Für Letztere bedeutet das nicht unbedingt einen massiven Mehraufwand, denn je früher ein Problem erkannt wird, desto rascher und besser kann mit Therapie gearbeitet werden. Je später eine Diagnose gestellt wird, desto schwieriger wird es auch gegenzusteuern, und desto teurer wird eine allfällige Behandlung.

Die Räumlichkeiten bieten ausreichend Platz für Bewegung indoor sowie outdoor. Ins Freie können und sollen Kinder bei jedem Wetter: egal ob es kalt oder heiß ist, regnet, schneit oder der Wind bläst. Sie brauchen jeweils nur die geeignete Kleidung – von Sonnenschutz im Sommer über Regengewand im Herbst bis zu Schneehosen im Winter. Das stärkt das Immunsystem, bietet Kindern vor allem aber auch spielerische Freiräume.

Auch den Aller kleinsten tut es gut, sich unbeobachtet zu fühlen und sich selbst beziehungsweise mit anderen Kindern ohne Vorgaben und Anleitungen zu beschäftigen – dennoch wird natürlich baulich insofern auf Sicherheit geachtet, dass kein Kind das Gartenareal unbemerkt verlassen kann und keine Unbefugten dieses unbemerkt betreten können. Derzeit gibt es in Städten viele Kindergärten, die über keinen eigenen Raum im Freien verfügen. Hier ist zu überlegen, wie etwa Hofbereiche von Parkplätzen zu begrünten Spielarealen umgestaltet werden können.

Und ja, wenn es draußen regnet, kehren die Kleinen gatschverschmiert wieder in die Innenräume zurück. Das erfordert Mithilfe der Eltern, die die Regenhosen und Thermojacken über Nacht waschen müssen, und Einsatz von Reinigungspersonal, das die Garderobebereiche regelmäßig aufwischt. Aber gerade bei den Jüngsten ist es wichtig, dass das Vermeiden des Sich-oder-etwas-schmutzig-

Machens keine Kategorie ist. Kinder müssen mit allen Sinnen lernen, und sich schmutzig zu machen, gehört da dazu – egal ob das beim selbst Essen passiert (nein, gefüttert zu werden, bringt die Kinder nicht voran) oder in der Sandkiste oder beim Arbeiten mit Ton oder Fingerfarben.

Stichwort Essen: Kinder sollen/dürfen nicht dazu gezwungen werden, Dinge zu essen, die sie nicht mögen. Das heißt aber nicht, dass man nur das serviert, was sie sicher essen: Hühnernuggets, Pommes frites, Nudeln mit Tomatensauce oder Süßspeisen wie Palatschinken oder Kaiserschmarren. Auch an gesundes Essen kann man Kinder gut heranzuführen: Indem man etwa selbst im Kindergarten-Garten (der auch einfach einmal ein dazu umgestalteter Hinterhof mit Spielplatz und ein paar Hochbeeten sein kann) Obst und Gemüse anpflanzt und sie ins Gießen und Ernten miteinbindet. Indem man schon die Kleinsten dazu ermuntert, Gemüse für die Rohkostjause oder die Mittagssuppe kleinzuschneiden. Indem Fleisch und Fisch ohne Panier, dafür aber mit cremigen Saucen auf den Tisch kommen. Indem der Reis mit Erbsen und anderem Gemüse verfeinert wird und auch ins Nudelsugo Karotten, Zwiebeln, Lauch und Ähnliches hineinkommen. Indem es als Nachspeise ausschließlich Obst und zum Trinken Wasser oder ungesüßte Tees gibt.

Idealerweise wird das Essen jeweils im Kindergarten selbst zubereitet. Dazu gibt es neben einer entsprechend ausgestatteten Küche auch Küchenkräfte, die aber eben – gemeinsam mit den Pädagoginnen – jeden Tag ein paar der älteren Kinder in ihre Arbeit in Form von kleinen Aufgaben wie Gurken in Scheiben zu schneiden oder Tomaten zu waschen oder Mandarinen zu schälen miteinbinden.

Um das möglich zu machen, essen Gruppen gestaffelt. Mehrgängige Menüs stehen nicht auf dem Speiseplan, dafür ausgewo-

gene Mahlzeiten, etwa Rohkost mit Topfen-Schnittlauch-Dip plus Gemüsesuppe, faschierte Lauerl mit Salat und Joghurt mit Früchten, Vollkornspaghetti mit Tomatensauce und Parmesan und ungesüßtes Kompott. Da die Mengen, die Klein- und Vorschulkinder essen, überschaubar sind, hält sich der zeitliche und räumliche Arbeitsaufwand für eine zehn- oder 15-köpfige Gruppe in Grenzen. Jedes dieser Menüs gibt einer Handvoll Kinder die Möglichkeit, sich am Kleinschnipseln von Obst und/oder Gemüse zu beteiligen.

Wichtig bereits im Kindergarten: das Erlernen einer konstruktiven Konfliktkultur. „Macht euch das untereinander aus“ ist nicht der richtige Ansatz. Und ein Kind stets zu tadeln, während ein anderes egal in welchem Konflikt immer das Unschuldslamm mimit, ist auch mäßig sinnvoll. Im idealen Kindergarten nimmt sich eine Pädagogin in solchen Fällen die Zeit, sich mit allen in den Streit involvierten Kindern hinzusetzen und jedes in Ruhe seine Sicht der Dinge erzählen zu lassen. Die Pädagogin fällt dann aber kein Urteil darüber, wer recht hat und wer nicht, sondern sie moderiert quasi die Lösungsfindung: Indem sie den Kindern Fragen stellt, führt sie sie aus der Sackgasse heraus, in die sie sich manövriert haben, so dass es nicht mehr darum geht, wer Schuld hat, sondern wie man wieder gut miteinander auskommt.

Ja, das alles ist personalintensiv. Und ja, gerade die Kindergärten suchen jetzt schon händeringend Pädagoginnen. Es gibt allerdings genügend ausgebildete Elementarpädagoginnen, heißt es in der Branche. Viele gehen nur erst gar nicht in den Beruf, nachdem ihnen klar wird, dass sie unter den bestehenden Rahmenbedingungen nicht so arbeiten können, wie es ihnen in der Ausbildung beigebracht wurde. (Leider gibt es dazu allerdings keine Statistik.) Andere werfen nach wenigen Jahren das Handtuch. Und dann ist da

auch noch das Thema Bezahlung. Wobei, mit wem auch immer man im Bereich Elementarpädagogik spricht: Der Entschluss, dem Kindergarten den Rücken zu kehren, fällt primär wegen der inzwischen unhaltbaren Arbeitsbedingungen. Die zu niedrige Bezahlung wird als geringe Wertschätzung interpretiert, ist aber erst in zweiter Linie Grund, sich nach einem anderen Arbeitsfeld umzusehen.²¹

Kleinere Gruppengrößen kommen nicht nur den Kindern, sondern auch jenen, die sie betreuen, zugute. Wenn zudem gesichert immer zwei Pädagoginnen plus eine Assistentin in der Gruppe sind, kann jeweils eine ohne Bedenken und schlechtes Gewissen selbst oder mit einem Kind auf die Toilette gehen oder eine kurze Pause einlegen, um etwas zu essen und/oder zu trinken. Idealerweise haben die Elementarpädagoginnen in der Arbeitszeit Stunden zur Verfügung, in denen sie pädagogische Angebote wie Ausflüge, Themenschwerpunkte, Bastelarbeiten vorbereiten und organisieren, in denen sie die Entwicklung der Kinder dokumentieren und Elterngespräche führen. Dass ein Teil dieser ebenfalls wichtigen Tätigkeiten entweder abgehetzt zwischen Tür und Angel oder aber zu Hause unbezahlt in der Freizeit erledigt wurden, gehört der Vergangenheit an.

Wer sieht, dass es gut möglich ist, seinen Job im Sinn der Kinder zu machen und dabei auch deren Fortschritte verfolgen kann, wer nicht abends nach Hause kommt und einfach nur froh ist, den Tag überstanden und alle Kinder ohne gröbere Verletzungen den Eltern übergeben zu haben, ist auch für den nächsten und übernächsten Tag motiviert.

Ebenfalls motivierend ist natürlich das Gehalt. Eine gute Bezahlung drückt auch Wertschätzung aus, und die braucht es dringend im Bereich der Elementarpädagogik. Die Zukunft der Kinder

sollte es uns wert sein, die Menschen, die sie pädagogisch begleiten und betreuen, adäquat zu bezahlen. Vielleicht finden dann übrigens auch mehr Männer den Weg in diesen Beruf. Den Kindern würden mehr männliche Pädagogen gut tun: Einerseits gehen Männer und Frauen unterschiedlich auf jeweils Mädchen und Buben zu, andererseits unterscheiden sich auch die Aktivitäten, die sie den Kindern anbieten, voneinander.²² Werden Kinder also von Elementarpädagogen und Elementarpädagoginnen gemeinsam betreut, erhalten sie insgesamt mehr und verschiedene Impulse. Auch das bringt sie in ihrer Entwicklung weiter.

Dieser Text wurde aufgrund der besseren Lesbarkeit meist in der weiblichen Form verfasst. Selbstverständlich sind alle Menschen gemeint.

IMPRESSUM

www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-01353-6

Copyright © 2022 Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Coverdesign, typografische Gestaltung und Satz: Sophie Gudenus

Lektorat: Lucia Marjanović

Druck und Bindung: Finidr, s.r.o., Czech Republic